

**Erzählen und Episteme.
Literaturgeschichte des späten 16. Jahrhunderts**

Kolloquium der Teilprojekte B4 und B6 im SFB 573, des Teilprojekts X im SFB 537
und des DFG-Projekts „Fischart im Kontext“
Dresden, Schloß Eckberg, 11. bis 14. April 2007

Das Interesse an einer historisch angemessenen Beschreibung der deutschsprachigen Erzählliteratur zwischen der Mitte des 16. und den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts bildete das Grundmotiv einer Tagung, welche von den beiden Münchener SFB-Projekten B 4 („Poetica“ und „Historica“ in frühneuzeitlichen Wissenskompilationen“) und B 6 („Autorität des Nichtigen: Wissensformen und Geltungsansprüche ‚niederer‘ Erzählens im 15.–17. Jahrhundert“) sowie dem Dresdener SFB-Projekt X („Genealogie im ausgehenden Mittelalter und in der beginnenden Neuzeit“) und dem Dresdener DFG-Projekt „Fischart im Kontext. Wissen in parodistischer Literatur des 16. Jahrhunderts“ gemeinsam konzipiert und durchgeführt wurde. Aus literarhistorischer Warte erscheint die damit fokussierte Phase häufig als eine wenig profilierte ‚Zwischenzeit‘ vor der Schwelle zu den poetischen und poetologischen Neuerungen des Barock. Die Formen und Funktionen der erzählenden Literatur dieser Zeit lassen sich aus einer solchen Perspektive allerdings kaum präziser bestimmen. Über diese in vieler Hinsicht unbefriedigende Einschätzung kann man nach Ansicht der Veranstalter hinauskommen, wenn man Erzähltexte als spezifische Formen der Speicherung, Bearbeitung und Reproduktion von Wissen auffaßt und zunächst ihre Einbettung in synchrone Diskursgefüge analysiert, statt sie sogleich an den diachronen Linien der Literaturgeschichte auszurichten und dabei vermeintlichen Teleologien ‚des‘ Literarischen zu unterwerfen.

Interdisziplinäre Impulse für dieses Vorhaben gingen von den beiden ersten Vorträgen der Tagung aus. Am Eröffnungsabend machte *Jürgen Müller* (Dresden) in seinen „Überlegungen zur silenischen Bildpoetik Pieter Bruegels d.Ä.“ anhand von Bildanalysen auf strukturelle Muster aufmerksam, deren Relevanz über das Bildmedium hinaus sich im Laufe der Tagung durch kontinuierliche Rückbezüge darauf bestätigte. Im Blick auf Bruegels „Aufstieg zum Kalvarienberg“ (Wien) entwickelte Müller die These, daß es sich hier vor dem Hintergrund des zeitgenössischen theologischen Diskurses um den paradoxen Versuch handle, die Bilderkritik etwa eines Erasmus oder Sebastian Franck selbst wiederum bildkünstlerisch zu thematisieren: Die Figurengruppe des Vordergrunds erhält durch ihre stilistische Differenz zur Umgebung Zitatcharakter und alludiert auf diese Weise für einen zeitgenössischen Rezipienten die Szene der Beweinung Christi. Allerdings ist das Zitat auffällig unvollständig, denn nicht nur der beweinte Leichnam, sondern auch die konventionell anwesende Heilige Veronika fehlen. So wird gerade durch Absenz der eigentliche Gegenstand des Bildes kenntlich gemacht, nämlich der ‚innerer‘ statt des ‚äußeren‘ Christus, das unsichtbare Wesen statt des wahrnehmbaren Scheins. Im Bildhintergrund kontrastiert damit das ‚historische‘ Passionsgeschehen mit dem kreuztragenden Christus als Zentrum einer kaum zu überblickenden, ‚wimmelnden‘ Menge von Figuren und Einzelszenen, in denen die Sensationslust an der Passion als Gegensatz zur Betrachtung des inneren Christus inszeniert ist.

Eine weitere Bildanalyse – die des „Bethlehemitischen Kindermordes“ (Wien) – bekräftigt die Vermutung, daß Bruegels Bildpoetik darauf zielt, für spezifisch christliche Inhalte auch genuin christliche Formen der Malerei jenseits der heimischen Tradition ebenso wie jenseits eines die Antike nachahmenden Illusionismus zu finden. Auch hier resultieren daraus Verletzungen des „decorum“ durch Disproportionales und Dis-

harmonisches, durch harte Kontraste zwischen ‚Hohem‘ und ‚Niederem‘. Statt harmonischer Ordnung wird eine unübersichtliche Detailfülle präsentiert, in der wiederum die Bruchlinien zwischen ‚Innen‘ und ‚Außen‘ bzw. ‚Wesen‘ und ‚Schein‘ akzentuiert werden. Dabei wird durch die Darstellung extremer Gewalt nicht das Pathos des Erhabenen angestrebt, sondern der Mitleidsaffekt und eine politische Reflexion des Betrachters herausgefordert.

Die Sitzungen des ersten Tages wurden durch Beobachtungen *Rainer Warnings* (München) zur „Konterdiskursivität bei Rabelais“ eingeleitet. Mit ihnen waren in doppelter Hinsicht Orientierungspunkte für die nachfolgenden Diskussionen des engeren germanistischen Problemzusammenhangs vorgezeichnet: Zum einen nämlich bietet sich aufgrund der Analogien zwischen Rabelais' Texten und ihren Bearbeitungen durch Fischart ganz konkret die Gelegenheit, die Wahrnehmung der Werke Fischarts durch die Reflexion der unterschiedlichen Positionierungen beider Autoren innerhalb der jeweiligen nationalen Literaturgeschichte zu schärfen; und zum andern kann in der Auseinandersetzung mit dem (an Foucault anknüpfenden) Konzept der Konterdiskursivität das Beschreibungsinstrumentarium für die epistemische Dimension frühneuzeitlicher Erzählliteratur weiterentwickelt werden.

Bei Rabelais läßt sich, Warning zufolge, eine konterdiskursive Kritik an diskursiven Autoritäten beobachten, die nicht zugleich neue Autoritäten generiert: Sein Werk situiert sich damit selbst auf der Schwelle zwischen mittelalterlicher und moderner Episteme. Entsprechende Phänomene treten in den Texten besonders unter den folgenden drei Aspekten hervor: 1. Effekte der Komik werden durch die Paradigmatisierung des episodischen Erzählens im syntagmatischen Gerüst einer ‚anderweitigen‘ Handlung stabilisiert und gesteigert. 2. Geltungskonflikte, die sich frühneuzeitlichen Pluralisierungsprozessen verdanken, werden von der „ratio“ auf die Körperlichkeit abgeleitet – einerseits eben durch Komik als körperlichem Ausweg aus epistemischen Aporien (Plessner), andererseits auch durch das Verwischen der Differenz zwischen Körper und Zeichen beispielsweise im kratylistischen Spiel mit der Motiviertheit des Zeichens. 3. Strukturen der Proliferation, die den Diskursprinzipien der Verknappung und der Transparenz zuwiderlaufen, finden sich auf mehreren Ebenen der Sprache (Sprachenpluralität und -mischung, Bauernsprache, syntaktische Amplifikation u.a.) wie des Textes (Listen, Kataloge, Figuren der „copia verborum“ u.a.).

Das Erzählen läuft in diesen Strukturen nicht, wie insbesondere eine dekonstruktivistisch argumentierende Forschung annimmt, ins (semantisch) Leere aus, sondern wird im Gegenteil zu einer Art ‚Kristallisation‘ verdichtet: Was oberflächlich diskursive Ordnungsmuster simuliert, bewirkt auf der Kehrseite diskursiver Repräsentation ein ungehemmtes Einschließen des Imaginären, das sich seiner mittelalterlichen Fesseln bereits entledigt hat, aber noch nicht unter die Botmäßigkeit der neuen Diskursordnung geraten ist. Listen und Kataloge reihen, so gesehen, verdichtete ‚Kerne‘ einer erzählerischen Tiefendimension aneinander, die das Potential narrativer Entfaltung in sich birgt.

Unter der Leitfrage „Heterogenese als Programm?“ beschäftigte sich anschließend *Martin Schierbaum* (München) mit der Rolle der Wissensverarbeitung für Literaturkonzeptionen am Ende des 16. Jahrhunderts: Die Erzählliteratur dieser Zeit ist durch die Pluralisierung des Wissens, das Entstehen neuer diskursiver (Teil-)Ordnungen und die daraus resultierenden Ordnungsprobleme nicht nur mittelbar beeinflusst. Vielmehr stellt die Präsentation von Wissen ein konstitutives Moment für sie dar, und darüber hinaus, so die These, erhält die Offenlegung der Heterogenität des narrativ verarbeiteten Wissens geradezu programmatischen Charakter. So werden im „Faustbuch“ beispielsweise wichtige narrative Schaltstellen durch unterschiedliche Wissenstypen mit unabgestimmten Geltungsansprüchen besetzt. Die Spannung zwischen paradigmatischen Erzählstrukturen und dem übergreifenden Syntagma verschärft diese unabgestimmten Geltungskonflikte. Im „Wagnerbuch“ kann man eine Steigerung dieser Disparität feststellen; jedoch werden die Brüche durch den Anschluß ans „Faustbuch“ tendentiell kompensiert. In der „Geschichtsklitterung“ hingegen geht Fischart mit den Aspekten der Heterogenese reflexiv um: Konventionelle Verfahren der Konsistenzherstellung (mittels genealogischer, historischer, poetischer oder biographischer Muster) werden aufgenommen und destruiert.

Dies führt keineswegs zu belangloser Absurdität, sondern vollzieht sich als Spiel mit der Bodenlosigkeit der Diskurse im Rahmen einer fundamentalen Wissenschafts- und Gesellschaftsparodie.

Gegenstand des Referats von *Tobias Bulang* (Dresden) war ebenfalls Fischarts „Geschichtklitterung“, allerdings im Kontext der Fachpublizistik des Autors und mit Blick auf die „Funktionalisierung hermetischen Wissens“ in seinen Texten: Bestimmte wissensgenealogische Entwürfe, eine spezifische Semiose und ein kratylistisches Sprachkonzept kennzeichnen die hermetische Formation. Momente der Partizipation am Hermetismus wie auch Momente seiner Distanzierung bestimmen bereits einen Teil von Fischarts Fachpublizistik („Onomastica II“, 1574; „Emblematum Tyrocinia“, 1581; „Correctorium Alchymiae“, 1581); forciert wird die Distanzierung des Hermetismus jedoch in der „Geschichtklitterung“. Hier werden offensiv die charakteristischen Wissensgenealogien in chaotische Ursprungsstrukturen voller Sprachturbulenzen umgemünzt, die hermetische Semiose und der Kratylistismus werden parodistisch unterlaufen und zugleich produktiv der Sprachgewinnung deutscher Neologismen nutzbar gemacht. Die poetische Funktionalisierung des Hermetismus verbindet sich dabei mit nationalistischer Programmatik.

In einem weiteren Beitrag zur narrativen Wissensverarbeitung bei Fischart befaßte sich *Michael Schilling* (Magdeburg) mit Strukturen der Amplifikation am Beispiel von „Flö Haz Weiber Tratz“ (1573): Solche Strukturen, hinter denen der narrative „plot“ beinahe verschwindet und die in der zweiten Auflage des Werks von 1577 noch ausgebaut wurden, lassen sich als Reaktion auf die frühneuzeitliche Vermehrung und Pluralisierung des Wissens und zugleich als Ausdruck einer grundlegenden Skepsis gegenüber den wissenschaftlichen Bemühungen verstehen, die Welt noch als systematische oder enzyklopädische Einheit zu erfassen. Reihungen und Kataloge, die Reales mit Fingiertem mischen und offensichtlich widersprüchliche Informationen enthalten, erzeugen eine ironische Distanz zu den entsprechenden Welterfassungsmustern des gelehrten Wissens. Ein Beispiel ist die in „Flö Haz“ eingelegte Sammlung von Rezepten gegen Flohbefall, deren präntendierte Wissensfülle auf diese Weise die Skepsis gegenüber der Möglichkeit eines tatsächlich wirksamen Mittels nährt. Ein positiv orientierender Horizont wird hinter der durch Wissensakkumulation verschütteten Ordnung nicht sichtbar. Einheit stiftet allenfalls die Sprache, doch die durch sie geschaffene Welt ist mit der realen offenbar nicht mehr kompatibel. Zugleich insinuieren die rahmenden Syntagmen des „Flö Haz“, daß weder didaktische noch satirische Rede den Weltlauf zu ändern vermag.

In Georg Rollenhagens „Froschmeuseler“ (1595) hingegen erkennt *Laura Auteri* (Palermo) hinter ganz ähnlichen Phänomenen der Amplifikation und der Vermischung heterogener Wissens Elemente eine didaktische Strategie, welche durch bewußte Irreführung eine Erkenntnisweise nahelegen will, in der die unübersichtlich gewordene Menge des Wissens weder geleugnet noch resignierend konstatiert, sondern methodisch vorausgesetzt sein soll. Diese zur Hermetik tendierende Strategie ist allerdings kaum auf einen durchschnittlichen Leser berechnet, sondern auf einen kleinen elitären Adressatenkreis ausgerichtet. Auteri analysierte dies besonders am naturkundlichen und alchimischen Wissen im „Froschmeuseler“, an Sprichwörtern, deren Autorität durch ihren jeweiligen situativen Einsatz fragwürdig wird, sowie an der Akzentuierung der Erkenntnis Skepsis durch inserierte Zitate aus dem Buch Kohelet.

Die beiden Vorträge der abschließenden Sitzung des ersten Tags befaßten sich mit Aspekten der Konstruktion einer genealogischen Ordnung in Jakob Mennels „Fürstlicher Chronik“ (1518): Zunächst zeigte *Julia Zimmermann* (Dresden), auf welche Weise Mennel ein heterogenes, der antiken, mittelalterlichen und zeitgenössischen Literatur und Ikonographie entnommenes Wissen über den Pfau mittels unterschiedlicher (z.B. allegorischer, historisierender, heraldischer) Deutungsansätze verarbeitet, um das Tier als ‚Attribut‘ der Habsburger auszuweisen und seine Bedeutsamkeit als „osterreichisch zaichen“ für die Ordnung der Genealogie zu funktionalisieren. Dabei wird am Beispiel des Pfau Mennels generelle Methode sichtbar, Wissens Elemente unterschiedlicher historischer und diskursiver Provenienz auf eine gemeinsame Ebene zu bringen und so dem genealogischen Konstrukt nutzbar zu machen. Die kompilative Anhäufung von Wissen setzt hier bereits auf die Prinzipien humanistischer Wissensproduktion; sie scheint jedoch eher noch als Index einer

legitimationssteigernden aggregativen Fülle im Sinne einer Episteme der Ähnlichkeit denn als problematische Disparität vor der Folie frühneuzeitlicher Wissenspluralisierung wahrgenommen zu sein.

Im zweiten Referat zur „Fürstlichen Chronik“ zeichnete *Christoph Hagemann* (Dresden) die Schwierigkeiten nach, die bei der Arbeit an deren fünftem Buch auftraten, nachdem das hierfür geplante Projekt einer Legendensammlung der mit Habsburg verwandten Heiligen auf Veranlassung des Kaisers Maximilian und seiner Berater auf das eines Heiligenkalenders aller für Habsburg relevanten Heiligen umgestellt worden war. In diesem Prozeß lassen sich nicht nur inhaltliche Adaptationen beobachten, sondern vor allem auch signifikante Verwerfungen zwischen narrativer Form und epistemischer Funktion: zum einen Änderungen an den Schemata legendarischen Erzählens, zum anderen Anpassungen der herkömmlichen Ordnungsprinzipien einer Legendensammlung an die Erfordernisse einer genealogischen Herrschaftslegitimation nach humanistischen Prinzipien.

Zu Beginn des zweiten Tags des Kolloquiums zeichnete *Udo Friedrich* (Göttingen) unter dem Titel „Providenz – Fortuna – Erfahrung“ Verhältnisse von Episteme und Schicksal im Prosaroman der Frühen Neuzeit nach. Die Diskursivierung des Zufälligen geschieht, so Friedrich, auch unter den frühneuzeitlichen Bedingungen des Verlusts eines einheitsstiftenden epistemischen Horizonts und der bedrohlichen Steigerung von Kontingenz in vielen Bereichen kultureller Praxis zunächst noch über Adressierungen: Die Figur der Fortuna und ihre Bildlichkeit kompensieren die auftretenden Spannungen zur Vorstellung einer providentiellen Ordnung; sie erlauben jedoch zugleich bereits eine positive Beschreibung der Kontingenz insbesondere als ökonomische Chance. Je mehr Fortuna in den Romanen nicht lediglich als intermediäre Instanz erscheint, sondern als gewissermaßen ‚natürliches‘ Prinzip fungiert, desto stärker macht sich in ihrer Adressierung eine Ablösung der Praxis aus überkommenen ethischen und epistemischen Rahmungen bemerkbar. Im „Prosa-Tristrant“ beispielsweise wird dieser Effekt noch dadurch unterstützt, daß die ‚Krise‘ des Protagonisten – der gattungstypische Umschlagpunkt der narrativen Struktur – auf Dauer gestellt und so der punktuelle Zufall der Peripetie zur Kontingenz der biographischen Verläufe dynamisiert wird. Dabei konstituiert das Erzählen auf Immanenz beschränkte Spielräume von Alternativen.

Spätere Romane verstärken diese Tendenz der Ablösung von der providentiellen Ordnung. So wird im „Fortunatus“ auf der Ebene der „histoire“ Kontingenz durch den Handlungsfaktor Geld gesteigert und zugleich entmythisiert, womit unter gleichen Umständen sowohl positive wie negative Zuschreibungen möglich werden. Kontingenz wird hier jedoch darüber hinaus anstelle eines übergreifenden und statischen Ordnungsmodells als Erzählprinzip installiert: Die narrative Sinnstiftung folgt dem prozessualen Modus der (in der Handlung durch Reichtum initialisierten) ‚Erfahrung‘, der die fundamentale Kontingenz der erzählten Welt voraussetzt. Während die traditionellen Adressierungen des Zufallsdiskurses dabei unsicher werden, etabliert sich ‚Erfahrung‘ selbst als Wissensform und als orientierende Instanz. Dieser Wandel wird beispielsweise greifbar, wenn Fortunatus nach dem Tod der Ehefrau sein Schicksal nicht gegenüber Fortuna beklagt, sondern sich selbst und – in einem nicht-metaphysischen „memento mori“ – den Tod apostrophiert.

Unterschiedliche epistemische Orientierungen des Erzählens durch textuelle und paratextuelle Rahmenkonstruktionen in ‚Schwanksammlungen‘ des späten 16. und frühen 17. Jahrhunderts standen im Zentrum des Referats von *Michael Waltenberger* (München). Generell rechtfertigen sich diese Sammlungen, indem sie sich selbst marginalisieren und explizit auf ‚höhere‘ Geltungsansprüche verzichten. Mit dieser ‚vertikalen‘ Differenz etablieren sie sich zugleich im literarischen System der Zeit. Zum 17. Jahrhundert hin verliert diese Differenz allerdings an Bedeutung; neu erscheinende Sammlungen, die an die Tradition anknüpfen, profilieren sich in ihren Paratexten gegen konkurrierende Werke vorrangig durch funktionale oder lokale Spezialisierungen. Während nun einerseits in den Einzeltexten die Lizenzen des ‚niederen‘ Erzählens oft noch radikaler als zuvor ausgenutzt werden, stabilisieren andererseits textuelle und paratextuelle Rahmenkonstruktionen sehr viel stärker die diskursive – meist konfessionalistische – Orientiertheit der Sammlung als Ganzes. So verliert etwa die gesteigerte sexuelle Transgressivität der einzelnen Geschichten in der Sammlung „Mäynhincklers Sack“ (1612) als polemische Kritik an der katholischen Geistlichkeit fast völlig ihre diskursi-

ve Brisanz. Einen Sonderfall stellt in dieser Hinsicht der handschriftliche „Roldmarsch Kasten“ (1608) des Schmalkaldener Lehrers Dietrich Marold dar: Auch er bezieht seine Erzählung paratextuell dezidiert auf einen konfessionellen Dissens – aber nicht, um das ‚niedere‘ Erzählen in einen Ordnungsdiskurs zu überführen. Im bewußten Rekurs auf seine vorgebliche Marginalität erscheint es vielmehr als Möglichkeit, einem Entscheidungsdruck konfessioneller Konflikte auszuweichen, den der Autor als eigene individuelle Noterfahrung artikuliert.

Ebenfalls um eine radikale Nutzung der Lizenzen des ‚niederer‘ Erzählens und um deren epistemische Implikationen ging es im anschließenden Vortrag von *Marion Oswald* (Dresden) über „Entwürfe des Monströsen“ in Michael Lindeners Erzählungen „Rastbüchlein“ und „Katzipori“ (1558): Nicht nur auf der Gegenstandsebene stellt Lindener elementare Körperlichkeit und Sexualität in grotesker Steigerung aus, sondern auch die Rede selbst nähert sich ihrem Gegenstand an, indem sie – nicht zuletzt in Form von obszönen Wortkaskaden – die narrative Kohärenz überdehnt und rauschhafte Intensitäten erzeugt. Schon im ersten Text des „Rastbüchlein“ jedoch werden der Körperlust wie der Sprachgewalt darin soziale Grenzen aufgezeigt, daß sie aus der ‚vornehmen‘ „ordnung“ des gemeinsamen Mahls ausgeschlossen sind. Diese kulturelle Differenz ist in den beiden Sammlungen allerdings ambivalent, da sie einer doppelten Perspektivierung durch die uneinheitlich inszenierte Instanz des Autors unterliegt: Einerseits wird die Differenz durch die textuelle Konstruktion einer zur sozialen Ordnung quer stehenden Rezipientengemeinschaft der „freyen Knaben“ mit autonomen Norm- und Wertsetzungen legitimiert; andererseits erfährt das körperlich und sexuell Übermäßige auch des öfteren eine ausdrückliche auktoriale Mißbilligung.

Marina Münkler (Berlin) wandte sich in ihrem Vortrag dem Problem der narrativen Inkohärenz in den Faustbüchern zu: Trotz der blockartigen Insertion nicht-narrativer Wissens Elemente bleibt in der „Historia von D. Johann Fausten“ das biographische Verlaufsschema, dessen Telos die Vorrede entwirft, aufs Ganze gesehen klar erkennbar. In den narrativen Passagen wird dieses Wissen durch die zentralen Konzepte der „curiositas“ und der Melancholie motiviert und trägt in dieser Hinsicht zur Diskreditierung des Protagonisten bei. Wie eng Erzählung und Wissensvermittlung hier aufeinander bezogen sind, ist auch daran ersichtlich, daß im Transformationsprozeß der Faustbücher unterschiedliche Gewichtungen von „curiositas“ und Melancholie jeweils auch mit einer Veränderung des übergeordneten narrativen Gerüsts einhergehen. Allerdings handelt es sich nicht um eine statische Relation, in der die Negativität des inserierten Wissens festgelegt wäre; vielmehr hängt die Geltung der Wissens Elemente von ihrer narrativen Umgebung ab, beispielsweise von unterschiedlichen Handlungsmotivationen des Protagonisten oder davon, ob sie öffentlich – im Kreis der Gelehrten – oder heimlich – allein mit Mephistopheles – kommuniziert werden.

Entsprechende epistemische Differenzierungen zeigen sich etwa auch bei der Integration der nach Alter geordneten Städte kataloge aus der Schedelschen „Weltchronik“: Sie werden blockartig für Fausts Luftreise übernommen und damit verräumlicht, wodurch die Fahrt selbst richtungslos und kontingent wirkt. Auf diese Weise wird jedoch nicht das im neuen Kontext ungeordnet erscheinende geographische Wissen als nichtig erwiesen, sondern das Argument autoptischer Erkenntnis begründung diskreditiert und die Hierarchie der Erkenntnis modi bekräftigt.

Nicht die Inkohärenz, sondern gewissermaßen eine „negative Kohärenz“ des Erzählens beobachtet hingegen *Armin Schulz* (München) in dem Roman vom „Fincken Ritter“ (ca. 1560). Das Buch parodiert das Schema der Reiseerzählung und destruiert in diesem Rahmen nicht nur erzählerisch, sondern auch in seinen deskriptiven Teilen und Wissens katalogen mittels radikaler Inversionen kulturelle und soziale Ordnungen, ja darüber hinaus auch die Gesetzmäßigkeiten der Natur, des Raums und der Zeit. Die karnevalisierend erzeugte verkehrte Welt besteht jedoch nicht einfach aus einer absurd unzusammenhängenden Anhäufung von Adynata. Gerade die konsequent durchgeführte Verkehrung der Grundkategorien von Raum und Zeit, die den Lebensweg des Finkenritters als Ganzes determiniert und mit seiner Geburt enden läßt, setzt offenbar eine übergreifende narrativ-biographische Kohärenzerwartung bereits voraus, ja sie bildet diese Kohärenz noch in ihrer Negation ab.

Noch einmal um die erzählerische Vermittlung genealogischer Ordnungsmuster ging es im Vortrag von *Julia Richter* (Dresden) über die Epen-Übertragungen Elisabeths von Nassau-Saarbrücken. Zwischen den Historien „Königin Sibille“, „Loher und Maller“ und „Hug Schapler“ wird – möglicherweise von Elisabeth selbst intendiert – mittels intertextueller Verweise ein historisch-genealogischer Zusammenhang hergestellt, der in der Handlung der einzelnen Texte keine Entsprechung findet und ihre narrative Heterogenität überschreitet. In der „Königin Sibille“ wird dabei die genealogische Perspektive auf das später Erzählte vorgeprägt, in „Loher und Maller“ die genealogische Zäsur und der als katastrophisch erfahrene Herrscherwechsel erzählt und schließlich im „Hug Schapler“ die Lösung des Problems und die Fortsetzung der Herrscherlinie geschildert. Indem die intertextuelle Verweisstruktur insbesondere auf die Vergleichbarkeit genealogischer Konfliktkonstellationen aufmerksam macht, wird der problematische Untergang der karolingischen Dynastie und der Übergang der Herrschaft auf die Kapetinger in allen Texten präsent gehalten. Damit steht allerdings die Geltung der genealogischen Herrschaftslegitimation grundsätzlich in Frage, und das genealogische Wissensdispositiv, welches ja insgesamt für das Erzählen konstitutiv ist, erscheint brüchig.

Am letzten Tag des Kolloquiums widmeten sich zwei Referate aus komplementären Blickwinkeln dem „Lalebuch“ (1597) – zunächst ausgehend von der Frage nach der Bearbeitung epistemischer Vorgaben und im Anschluß daran ansetzend bei der spezifischen narrativen Strategie des Werks. Während die Forschung bisher die Position, die das „Lalebuch“ im Verhältnis zu seinem prominentesten Prätext – Thomas Morus’ „Utopia“ – einnimmt, meist lediglich auf der Ebene markierter intertextueller Bezüge zu bestimmen versucht hat, richteten sich die Beobachtungen von *Gerd Dicke* (Eichstätt) zur „Episteme auf dem Prüfstand lalischer Logik“ auf eine Tiefendimension der hinter expliziten Relationierungen wirkenden diskursiven Rahmenbedingungen, ihrer Anverwandlungen und Perspektivierungen. Vor dem Hintergrund der Auseinandersetzung zwischen Nominalisten und Realisten und dem darin evidenten Scheitern konventioneller Verfahren der Urteilsfindung entwirft Morus in der „Utopia“ einen Lösungshorizont für die Probleme der Topik. Das „Lalebuch“ hingegen setzt die Denkmuster, die dieser Entwurf voraussetzt, auf den „Prüfstand lalischer Logik“ und dekonstruiert sie.

In der erzählten Welt der Lalen mißlingt topisches Denken, weil nicht jeweils situationsangemessene neue Argumente, sondern wiederverwertbare gesucht werden, weil der Umgang mit Kategorien, Begriffen und der „differentia specifica“ nicht der Logik entsprechend gehandhabt wird und weil sich die Handlungsorientierung der Topik in diesen Möglichkeiten des Mißbrauchs als Selbstwiderspruch erweist. Bei den Lalen zeigt sich, daß Handeln nicht auf die distinktive Qualität der utopischen Leit-Oppositionen („sapientia“ vs. „stultitia“, Vernunft vs. Unvernunft, Gemeinnutz vs. Eigennutz usw.) bauen kann; der Grundsatz des „tertium non datur“ wird der Komplexität der Weltverhältnisse nicht mehr gerecht. In diesen Hinsichten ist das „Lalebuch“ als anti-utopisches Gegenbild seines Prätextes zu verstehen.

Wird im sechsten Kapitel des „Lalebuchs“, in seinem „Vexordium“, noch die Opposition zwischen Weisheit und Narrheit als kontradiktorische eingeführt, so beginnen, wie *Caroline Emmelius* (Göttingen) zeigte, spätestens mit dem zu diesem Zeitpunkt gefaßten Entschluß der Lalen für eine närrische Lebensweise die erzählerischen „Vexierspiele zwischen Weisheit, Narrheit und Dummheit“. In der Dynamik und episodischen Offenheit des Erzählprozesses nämlich löst sich die zweiwertige Logik des Gegensatzes schnell in ein komplexes Geflecht aus wechselnden Korrelationen und unterschiedlichen Gradationen zwischen den Attributen ‚weise‘ und ‚närrisch‘ auf. Die Differenz wird nicht zuletzt dadurch nachhaltig verunklart, daß die Übergänge zwischen der (dis)simulierenden Handlungsintention der weisen Lalen und ihrer Wesensmetamorphose durch „consuetudo“ nicht markiert werden. Auf der Basis dieser Verunsicherung können im Erzählprozeß verschiedenste kontextuelle Narrenkonzepte verhandelt und einander konfrontiert werden. Indem sie ein plurales Bild dessen zeigt, was als närrisch gelten kann, konvergiert die „Narration“ mit ihrem Gegenstand. Schon vor dem Entschluß zur Narrheit allerdings wird im Brief der Lalenfrauen an ihre Männer der Wert der lalischen Weisheit in Frage gestellt, insofern diese neben dem natürlich richtigen Verhalten selbst unvernünftiger Tiere wie gegenüber den Erfordernissen der natürlichen Liebesbindung defizitär erscheint.

In der Schlußdiskussion wurden einige mehrfach angesprochene Aspekte gebündelt, die für einen neuen Entwurf der Literaturgeschichte des späten 16. Jahrhunderts Relevanz beanspruchen können. Sie lassen sich grob drei Phänomenkomplexen zuordnen:

1. Phänomene der Verzeitlichung, der Dynamisierung und damit die Wahrnehmbarkeit von Geltungsbedingungen treten nicht nur in den erzählten Welten hervor, sondern verändern auch die narrativen Strukturen. In diesem Zusammenhang wäre auf die Etablierung der Kategorie der ‚Erfahrung‘ hinzuweisen, auf den Wandel des „historia“-Begriffs und auf die Verdrängung exemplarischer Bedeutsamkeit durch kasuistische Sinnstiftungsmuster (zum Beispiel beim Gebrauch von Sprichwörtern).
2. Das Subjekt des Erzählens unterliegt komplexen Transformationen, die einerseits als Ausdifferenzierung zu beschreiben wären (Stimme des Erzählers und Instanz der Narration treten auseinander), andererseits als ein Prozeß des Zurückweichens, in dem die Form der ‚Maske‘ literarisch verfügbar wird. Fallweise kann dabei in der Absenz und in semantischen Leerstellen oder auch in den Lücken des seriellen Erzählens der (nicht reflexive) ‚Vorschein‘ eines ‚ästhetischen‘ Subjekts wahrgenommen werden. Zu berücksichtigen wäre allerdings für die Profilierung eines solchen Subjekts des Erzählens ebenso wie für narrativ erzeugte ‚Subjektivität‘ in jedem Fall das Einschließen pragmatischer Motive der Handlungsorientierung und -rationalität.
3. In den Grenzbereichen des Erzählens indizieren Minusphänomene der Reduktion und Entleerung ein epochal signifikantes ‚Verschwinden‘ der Episteme, ohne daß sich bereits neue verbindliche Paradigmen abzeichnen würden. Komplementär dazu lassen sich in der volkssprachigen Erzählliteratur allerdings auch charakteristische ‚konterdiskursive‘ Überschlußphänomene beobachten: Intensitätssteigerungen und Komplexisierungen, die Sinnalternativen ‚ins Spiel‘ bringen können, aber auch – ähnlich wie in der zeitgenössischen bildenden Kunst – im Effekt des unüberschaubaren ‚Wimmeln‘ eine tiefgreifende Unsicherheit durch die Vermehrung und Pluralisierung des Wissens lediglich registrieren. In beiderlei Hinsicht scheint volkssprachige Literatur eine ganz spezifische Funktion als Indikator eines epistemischen Umbruchs und – von Fall zu Fall – als Ort einer spielerischen Neukonfiguration epistemischer Kategorien zu erfüllen.

Michael Waltenberger

Kontakt:

Dr. Michael Waltenberger
SFB 573, Teilprojekt B6
LMU München
Institut für deutsche Philologie
Schellingstraße 3
80799 München
E-Mail: m.w@lmu.de

Copyright

Arbeitsgemeinschaft historischer Forschungseinrichtungen in der Bundesrepublik Deutschland e.V., 2007.

Kein Teil dieser Publikation darf ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung der AHF in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

AHF, Schellingstraße 9, 80799 München
Telefon: 089 – 13 47 29, Fax: 089 – 13 47 39
E-Mail: info@ahf-muenchen.de, Website: <http://www.ahf-muenchen.de>

Empfohlene Zitierweise / recommended citation style:

AHF-Information. 2007, Nr.099
URL: <http://www.ahf-muenchen.de/Tagungsberichte/Berichte/pdf/2007/099-07.pdf>